

Libanios und sein Kampf um die hellenische Bildung

Autor(en): **Wolf, Peter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Museum Helveticum : schweizerische Zeitschrift für klassische Altertumswissenschaft = Revue suisse pour l'étude de l'antiquité classique = Rivista svizzera di filologia classica**

Band (Jahr): **11 (1954)**

Heft 4

PDF erstellt am: **24.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-12479>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Libanios und sein Kampf um die hellenische Bildung*

Von Peter Wolf, Basel

Den Namen Libanios hören viele von Ihnen heute zum ersten Mal. Er erinnert Sie vielleicht an das Libanongebirge; und der Anklang ist nicht zufällig: Dort in Syrien, in der Großstadt Antiochia, ist Libanios im Anfang des 4. nachchristlichen Jahrhunderts geboren, und dort hat er als gefeierter Sophist, d. h. Redner und Rhetoriklehrer, den größten Teil seines Lebens, bis gegen das Ende des Jahrhunderts, verbracht.

Lassen Sie mich vorweg einige Züge dieses Jahrhunderts skizzieren. Es ist uns durch eine reiche schriftliche Überlieferung besser erhellt als das vorhergehende und als die folgenden. Auf seiner Schwelle steht die große Gestalt Diokletians, der im Rückblick auf die guten Kaiser des 2. Jahrhunderts von Trajan bis Mark Aurel das verfallende Reich zu restaurieren unternahm. Denn seit jenen gesegneten Zeiten hatten im 3. Jahrhundert die kurzlebigen Soldatenkaiser einen rücksichtslosen Raubbau betrieben: das Land hatte sich entvölkert, das Geld verschlechtert, von einem geistigen Leben haben wir auffallend wenig Zeugnisse. Diokletian, selbst aus der Reihe der Soldatenkaiser hervorgegangen, suchte durch umfassende Organisation den Staat wieder aufzurichten. Mit drei Mitkaisern teilte er sich in die Verwaltung des Reiches und den Schutz der Grenzen gegen Perser und Germanen. Damals wurde das Kastell von Kaiseraugst errichtet, nachdem der Limes aufgegeben und der Rhein wieder zur Grenze geworden war. Die alten Provinzen wurden zerstückelt und diese kleineren Einheiten wieder zu Verwaltungsbezirken gruppiert. Ein Beamtenheer, durch eine differenzierte Titulatur gegliedert, unterstand in hierarchischer Ordnung dem Kaiser. Diese Beamtenherrschaft war ohne Zweifel weitaus drückender als unsere vielgeschmähte Bürokratie. Es fehlte die Freiheit und Rechtssicherheit des Bürgers; der Untertan war jeder Willkür ausgeliefert. Und doch war der Staat lange nicht so durchorganisiert wie der unsrige: die Höchstpreisvorschriften Diokletians hatten trotz Androhung der Todesstrafe nicht einmal den teilweisen und leidlichen Erfolg, den solche Maßnahmen heute zu zeitigen pflegen. Aus reiner Willkür und Schematismus wurde auch in der Osthälfte des Reiches das Latein als Amtssprache eingeführt, wo doch das Griechische seit Jahrhunderten die völkerverbindende Sprache aller Gebildeten war.

In diesem neu aufgebauten Staat betrachtete Diokletian die christliche Gemeinde mit ihrer eigenen Organisation als einen Fremdkörper. Die Christenverfolgung, die er einleitete, wurde wohl gegen seine Absicht zur blutigsten aller Zeiten. Aber sehr bald sollte das Christentum über die andern Religionen, deren es viele

* Vortrag, gehalten in der «Hellas» Basel am 22. Februar 1954.

gab im römischen Weltreich, endgültig triumphieren. Konstantin, der schwer Durchschaubare, der aus den Machtkämpfen nach Diokletians Abdankung als Sieger hervorging, übernahm die diokletianische Staatsform, aber die christliche Kirche baute er darin ein. Und weil er eine geeinte Kirche brauchte, griff er persönlich in die leidenschaftlichen Glaubenskämpfe ein, die damals vor allem das Wesen des Gottessohnes zum Gegenstand hatten. Eine neue christliche Hauptstadt, Konstantinopel, stellte er dem alten Rom gegenüber, dessen Senat noch immer der Hort des Heidentums war. Damals wurde der Sonntag zum staatlichen Ruhetag erklärt, und damit war auch den Verehrern des Sonnengottes geholfen; Konstantin war nämlich tolerant gegen alle Religionen. Erst Kaiser Theodosius hat gegen Ende des Jahrhunderts den heidnischen Gottesdienst verboten. Dazwischen, in den sechziger Jahren, schien das Christentum noch ein letztes Mal gefährdet, als Kaiser Julian, christlich erzogen, aber dann für die hellenischen Götter, für den Sonnenkult und die neuplatonischen Mysterien schwärmerisch begeistert, eine heidnische Kirche nach dem Muster der christlichen, mit festgelegter Dogmatik, mit Predigtkanzeln, mit organisierter Nächstenliebe einrichten wollte. Julian war Schüler unseres Libanios und verehrte ihn als Rhetor ebenso hoch, wie später der Heide Libanios nicht müde wurde, den heidnischen Kaiser als idealen Herrscher zu preisen. Die Kraftprobe zwischen Heidentum und Christentum wurde abgebrochen, als Julian nach kurzer Regierung im Kampf gegen die Perser fiel.

Welchen Platz nimmt nun in dieser Spätantike die Rhetorik ein? Hier müßte zunächst gefragt werden, was Rhetorik überhaupt ist und welche Rolle sie in den Epochen des klassischen Altertums gespielt hat. Nun, der Kundige weiß, daß in so kurzer Zeit der Sache nicht auf den Grund zu kommen ist. Bleiben wir also an der Oberfläche!

Drei Verwendungen der Rhetorik wurden unterschieden: die gerichtliche, die politische und die sogenannte epideiktische, bei der der Redner, ohne einen sachlichen Zweck zu verfolgen, eine Probe seines virtuellen Könnens ablegte und der Zuhörer diese Kunst als solche genoss. Diese Gattung hat sich in der Kaiserzeit auf Kosten der beiden andern unmäßig entwickelt. Vor Gericht, wo der römische Verwaltungsbeamte als Richter seine Entscheide fällte, war mit Redekünsten nicht mehr so viel zu erreichen wie im alten Athen, wo die Urteile der Volksgerichtshöfe wohl stark vom Eindruck der gehaltenen Reden bestimmt wurden. Die Advokatur ist zwar in der Zeit des Libanios ein geschätzter Beruf; aber wohl eher wegen der festen Stellung, die den Advokaten an den Gerichtshöfen geboten wurde, als wegen der Macht ihrer Rede. Auch scheint die Jurisprudenz die Rhetorik überflügelt zu haben; wir werden darauf zurückkommen.

Noch viel offenkundiger ist die Entwertung der politischen Beredsamkeit. Für einen Demosthenes oder Cicero ist kein Platz mehr im kaiserlichen Obrigkeitsstaat. Der Redner hat nicht mehr die Möglichkeit, eine Bürgerschaft zu folgenreicher Entscheidung hinzureißen. Eines bleibt ihm noch: er kann sich zum

Sprecher der Gemeinschaft machen und ihre Wünsche in wohlgesetzter Rede beim Beamten oder direkt beim Kaiser mündlich oder schriftlich vorbringen. Er spielt also die Rolle, die heute dem Journalisten zugeordnet ist.

Als in Antiochia einmal eine wütende Menge, erbittert durch harte Steuerforderungen des Kaisers Theodosius, die Bilder der Kaiserfamilie zerstörte, da befürchtete die Stadt ein schreckliches Strafgericht. Zwar waren die Schuldigen, soweit man sie gefaßt hatte, bereits durch das Schwert, durch Feuer oder durch wilde Tiere getötet, selbst Kinder hatte man nicht geschont – aber sollte das dem Zorn des Kaisers genügen, würde er nicht die Stadt der Plünderung preisgeben oder die angesehensten Bürger hinrichten lassen? Wer irgend konnte, floh aus der Stadt in die Berge. Der Bischof von Antiochia reiste schleunigst nach Konstantinopel, um den christlichen Kaiser gnädig zu stimmen. Dieser ließ den Vorfall durch eine Kommission untersuchen, und schließlich begnadigte er die Stadt. In dieser Sache hat sich Libanios mit mehreren Bittschriften und Dankschreiben an den Kaiser oder dessen Beauftragte gewandt und so seine Redekunst in den Dienst der Allgemeinheit gestellt. Aber ausgerechnet die Rede, mit der Libanios in Konstantinopel vor den Kaiser hintritt und um Milde fleht, – ist fingiert. Libanios war nicht in der Hauptstadt; die Rede hat er erst hinterher verfaßt und in Antiochia vorgelesen. Sie gehört also zur epideiktischen Gattung der Rhetorik, sie ist ein Virtuosenstück.

Das Virtuositum der Rhetoren hat sich unter dem Namen «zweite Sophistik» im 2. Jahrhundert nach Christus zu ungeahnter Blüte entfaltet. Von diesem Treiben haben wir Verächter der Rhetorik kaum eine Vorstellung. Bei den Musikern genießen und bewerten wir die Kunst des Ausdrucks; aber das ist Wiedergabe fremden Schaffens. Eher vergleichbar sind die musikalischen Improvisationskünste der jüngstvergangenen Jahrhunderte, wo man sich ein Thema geben ließ und daraus eine freie Phantasie oder gar eine strenge Fuge gestaltete. Gerade so ließen sich die Rhetoren vom Publikum ein Thema stellen und wohl auch das erste Wort des Vortrags, ein vom Thema weitabliegendes, bestimmen. Mit einer großartigen Sicherheit in der Anwendung der Kunstregeln, die, durch unausgesetzte Übung gewonnen, auch im freien Flug der Gedanken nicht versagte, hielt der Redner seine Zuhörer im Bann, die, mit Verständnis für die feinste Nuance, bereit, den verblüffendsten Wendungen zu folgen, sich einem geistigen Genuß hingaben, von dem uns kaum eine Ahnung bleibt. Ließen sich zwei Rhetoren auf einen Wettkampf ein, so war das Vergnügen um so größer. Der Geist des Wettbewerbs, den Griechen von jeher auf allen Gebieten eigen, befeuerte nicht bloß die Improvisationen der Sophisten, sondern oft auch ihre mühevoll ausgefeilten Arbeiten. Die erwähnte fingierte Rede anläßlich des Aufstandes von Antiochia verfaßte Libanios wohl auch in der Absicht, seinen christlichen Schüler Johannes Chrysostomos, dessen Predigten in dieser angstvollen Zeit die Gemeinde getröstet hatten, in rhetorischer Hinsicht zu überbieten.

In dieser Blütezeit der kunstmäßigen Rhetorik durfte kein Fest vergehen, ohne

daß es durch die Stimme eines Sophisten verherrlicht worden wäre. Wir haben von Libanios eine Rede auf ein Artemisfest, eine andere auf das Neujahrsfest; an den antiochenischen Olympien trug er in gekürzter Fassung die uns erhaltene Lobrede auf Antiochia vor. Bei diesen Festreden war das Thema durch den Anlaß gegeben, ebenso bei Begrüßungen hochgestellter Persönlichkeiten, wo den Rhetoren wieder eine gewisse politische Wirksamkeit verstattet war. In andern Fällen wurde aus der Rede eine Deklamation – davon später.

Der eigentliche Beruf des Sophisten war die Lehrtätigkeit. Das Wort Beruf ist dem Altertum bei allem, was über das Handwerk hinausgeht, nicht selbstverständlich; aber hier ist es am Platz. Der Sophist wird vom städtischen Rat mit Genehmigung der kaiserlichen Verwaltung zu seinem Amt berufen und kommt dadurch in den Genuß der Besoldung und der Atelie (der Steuerbefreiung). Daneben zahlen die Schüler ihr Kursgeld. Auch die Frage nach der inneren Berufung wird damals schon gestellt. Libanios hat sich gegen den Vorwurf zu verteidigen, daß er wohl ein guter Redner, aber kein fähiger Lehrer sei. Er kennt ein Berufsethos, die Verpflichtung, auch in schweren Zeiten den Unterricht durchzuführen. Ganz modern muten seine Klagen wegen Überlastung an und seine Vorfreude auf die großen Sommerferien, wo er Muße für sein literarisches Schaffen finden wird, das er während der Schulzeit nur durch Nacharbeit fördern kann.

Der Rhetorikunterricht ist die zweite Stufe der allgemeinen höheren Bildung der Zeit. Nach dem Elementarunterricht in Lesen, Schreiben und Rechnen besucht der Knabe zuerst die Schule des Grammatikers. Da werden vor allem die alten Dichter gelesen, auswendig gelernt und in sprachlicher und sachlicher Hinsicht erklärt. Bescheidene Kenntnisse in Geschichte, Geographie, Physik, Astronomie usw. werden im Rahmen dieses kommentierenden Literaturunterrichts vermittelt. Der Schüler kann – oder muß – also nicht mehr lernen, als was ein einziger Lehrer beherrscht.

Noch weiter von den Realien entfernt ist der auf die Grammatik folgende Rhetorikunterricht. Sein Gang ist seit Jahrhunderten im wesentlichen der gleiche geblieben. Die Reihenfolge der Übungen, von der Sie jetzt hören werden, gilt also nicht erst für das 4. Jahrhundert und Libanios. Wohl aber sind wir in der Lage, die Beispiele Libanios zu entnehmen, da uns von ihm verfaßte Musterstücke erhalten sind. Die schriftlichen Aufsätze und die Vorträge, also die produktiven Arbeiten der Schüler, machen den Hauptteil des Unterrichts aus, ganz im Gegensatz zu unserem höheren Unterricht, der vorwiegend rezeptiv ist. Was die Schüler im antiken Rhetorikunterricht aufzunehmen haben, ist nur eine Anleitung und Vorbereitung für die eigene gestaltende Arbeit: theoretische Ausführungen des Lehrers über die Erfordernisse der Redekunst und Lektüre musterhafter Schriftsteller, vor allem der alten Redner.

Und nun diese Übungen. Am Anfang steht – durchaus richtig – die Erzählung. Die Muster zeigen uns einfache, der Mythologie entnommene Geschichten von wenigen Sätzen oder Tierfabeln wie die folgende: Das Pferd kränkt durch seinen prahlerischen Hochmut die andern Tiere. Die Schildkröte hält das nicht aus: sie

fordert das Pferd zu einem Wettlauf heraus, und nun übt sie Tag und Nacht. Der entscheidende Tag ist gekommen, und das Stadion füllt sich mit Kamelen, Eseln, sogar freilebenden Hirschen und Vögeln als Zuschauern. Das Pferd ist zu vornehm und zu faul, sich von der Stelle zu bewegen; die Schildkröte siegt. Daran knüpft Libanios folgendes Merke: «Auch du, mein Sohn, verlaß dich nicht auf deine Begabung! Faulenze nicht, arbeite! Sonst wird dich leicht der Unbegabte überholen.»

Die nächste Übung ist die *χρεία*, ein Ausspruch, eine gute Antwort einer historischen Persönlichkeit. Eines dieser Themen lautet: «Als Diogenes sah, wie sich ein Junge schlecht aufführte, schlug er den Pädagogen, der diesen Jungen beaufsichtigte, und bemerkte dazu: 'Was ist das für eine Erziehung!'" Hier ist es mit der bloßen Erzählung nicht getan: der Schüler muß das Verhalten und den Ausspruch des Diogenes in einem längeren Aufsatz kommentieren. Der Musteraufsatz des Libanios beginnt mit einem Lob der Philosophie im allgemeinen, des Diogenes im besondern. Dann wird an die Pflichten eines Pädagogen erinnert und Diogenes eine wohlgesetzte Ansprache an den fehlbaren Pädagogen in den Mund gelegt, die in der Pointe gipfelt: «Wenn der Junge deinen Stock nicht fürchtet, so fürchte du meinen!» Vor allem gilt es überzeugend darzutun, daß Diogenes den Pädagogen und nicht den Knaben schlagen mußte.

Ähnliche Aufsätze schrieb man über *γνώμαι*, Sentenzen aus Dichtern. Sie sehen, meine Damen und Herren, das beliebte Aufsatzthema «Die Axt im Haus erspart den Zimmermann» steht in der Tradition der antiken Rhetorenschule.

Die nächste Übung ist die *ἀνασκευή*, der Nachweis, daß eine überlieferte Geschichte schlecht erfunden ist, z. B. der Anfang der *Ilias*, wo Chryses, der alte, schwache Priester, sich ins Lager der Feinde wagt, um seine Tochter freizubekommen, der es doch bei den Griechen so gut geht. Der Lehrer, der eine solche Aufgabe stellt oder selbst musterhaft löst, bekennt sich dadurch nicht zu einer bestimmten Auffassung. Er könnte denselben Stoff ebenso gut einer *κατασκευή* unterwerfen und nachweisen, daß der Anfang der *Ilias* glaubwürdig ist.

Weiter wird geübt der *κοινὸς τόπος* (*locus communis*, Gemeinplatz), der Teil einer Anklagerede, der ohne Rücksicht auf den Einzelfall eine Tat als verwerflich hinstellt; ein Gemeinplatz gegen den Mord ist also in jedem Mordfall anwendbar, daher der Name. Ein bestimmtes Schema muß sich der Schüler merken. Zuerst wird das Gegenteil herausgestrichen, beim Gemeinplatz gegen den Verrat also die Treue. Dann kommt der Vergleich mit andern Verbrechen, die als verhältnismäßig harmlos darzustellen sind. Weiter gilt es, die Gesinnung des Verbrechers zu brandmarken und sein Vorleben zu verdächtigen. Endlich ist das Mitleid auszuschließen, beispielsweise durch den naheliegenden Gedanken: er hatte kein Mitleid, also verdient er auch keines.

Als nächste Übungen folgen Lob und Tadel, etwa Lob des Diomedes, Lob des Thersites (schwierig!), aber auch Lob der Gerechtigkeit, Lob des Rindes. Entsprechend Tadel des Achilleus, Tadel Philipps v. Makedonien (mit ausgiebiger Benützung des Demosthenes), Tadel des Reichtums und Tadel der Armut.

Kombiniert werden Lob und Tadel in der *σύγκρισις*, der Vergleichung, die immer einseitig den Vorzug des einen vor dem andern zu erweisen hat, z. B. des Demosthenes vor Aeschines oder (gegen die landläufige Auffassung) des Diomedes vor Achilleus oder des Landlebens vor dem Stadtleben.

Bei der *ῥητοποιία*, der Charaktergestaltung, bringt Libanios als erstes Beispiel einen Monolog der Medea vor der Ermordung ihrer Kinder. Diese Übung geht von der Tragödie aus. Der Rhetorikschüler hat früher beim Grammatiklehrer die Tragödie gelesen und konkurriert nun im rhetorischen Unterricht mit dem tragischen Dichter. Die Rückwirkung der Rhetorik auf die Poesie sehen wir bei Ovid.

Auch in der *ἐκφρασις*, Beschreibung, hatten sich die Schüler zu üben. Wir finden unter anderm die Schilderung eines Wettlaufs, eines Festes, eines Gartens, oft auch eigentliche Bildbeschreibungen.

Schließlich noch die *θέσις*, eine allgemeine Fragestellung, entweder theoretisch, ob es nur eine Welt gibt, oder praktisch, ob man heiraten soll. Hier greift die Rhetorik in den Bereich der Philosophie ein, so wie sie bei der Charakterrolle oder bei der Beschreibung mit der Dichtung in Wettbewerb tritt.

Die bisher genannten Übungen gelten als *προγυμνάσματα*, Vorübungen. Die Übung im engeren Sinne (*μελέτη*) ist die Deklamation, meistens eine fingierte Gerichtsrede; ihr liegt nicht bloß eine allgemeine Frage (eine *θέσις*) zugrunde, sondern eine *ὑπόθεσις*, die einen besondern Fall konstruiert. Etwa 40 Musterstücke von Libanios sind uns überliefert.

Einige dieser Deklamationen bewegen sich in der Welt der alten Dichtung. So haben wir in der Situation der Gesandtschaft des 9. Buches der *Ilias* eine Antwort des Achilleus auf die Bitte des Odysseus, den Groll gegen Agamemnon aufzugeben. Dabei konkurriert Libanios nicht nur mit Homer, sondern auch mit Aristeides, einem Sophisten des 2. kaiserzeitlichen Jahrhunderts, der die betreffende Rede des Odysseus als Deklamation gestaltet hat. Was für fremdartige Gewürze der homerischen Speise beigegeben werden, zeigt gleich der Anfang der Reden. Während bei Homer Achilleus nach einem Bekenntnis zu rücksichtsloser Offenheit gleich die Hauptsache ausspricht, daß er sich nie werde erweichen lassen, redet er bei Libanios die Gesandten folgendermaßen an: «Als ich euch kommen sah, dachte ich, endlich bekäme ich Zuzug von solchen, die wie ich von Agamemnon genug hätten.»

Andere Deklamationen holen ihren Stoff aus der Geschichte. Die Feindschaft zwischen Philipp und Demosthenes ist das Lieblingsthema. Hören wir eine Hypothesis: «Nach der Schlacht von Chäronea macht Philipp das Angebot, zweitausend athenische Gefangene freizulassen, wenn ihm dafür Demosthenes ausgeliefert werde. Demosthenes beantragt seine Auslieferung.» Die Situation ist fingiert, nur die Personen und der allgemeine Rahmen sind historisch. Demosthenes spricht als Held, der sich fürs Vaterland opfert, indem er den Athenern die Wahl abnimmt und ihnen den Schimpf erspart, entweder zweitausend Mitbürger oder einen Demosthenes preiszugeben.

Die übrigen Deklamationen, die nicht an mythologische oder geschichtliche

Personen und Situationen anknüpfen, geben entweder Gelegenheit zu einer Charakterdarstellung oder zur juristischen Beurteilung eines mit aller Spitzfindigkeit ersonnenen Falles. Die beiden Möglichkeiten sind meistens in der Weise kombiniert, daß eine Charakterfigur in einen Prozeß hineingezogen wird. Da treffen wir die Gestalten, die von der attischen Komödie geschaffen sind: den Armen und den Reichen, den Geizhals, den mürrischen Alten.

Am meisten Erfolg hatte Libanios mit dem Stück, in dem ein Hypochonder, der eine geschwätzige Frau geheiratet hat, die Behörde um Gewährung des Schierlingsbechers, also um sein Todesurteil bittet. Um die Richter mit seiner Eigenart bekannt zu machen, erzählt der Mann, wie er den Markt und die Gassen zu meiden pflege, damit er den verhaßten Gruß «χαῖρε – freue dich!» nicht hören müsse; er wolle sich ja nicht freuen. Er könne es auch nicht ausstehen, wenn die Maler zu ihrer Arbeit sängen. Nun habe er eine Frau geheiratet, deren Verschwiegenheit ihm garantiert worden sei. Aber gleich in der ersten Nacht nach dem unerträglich lärmigen Hochzeitsfest habe sie ihn ganz unnötig gefragt, ob er schon schlafe, und tags darauf, ob sie denn keinen Hahn hätten. Er darauf: nein, er könne das Krähen nicht ertragen, auch das der Weiber nicht, worauf sie ihm unbekümmert die ganze Geschichte des Hahns, wie er aus einem Krieger in einen Vogel verwandelt worden sei, erzählte usw. Jetzt gebe es keinen andern Ausweg als den Tod; denn alle Versuche, die Frau zu erziehen und zu bessern, hätten fehlgeschlagen. Als er ihr einmal den Vers aus dem Sophokleischen *Aias* vorhielt, «Weib, Schweigen ziert die Weiber», sei sie ihm ins Wort gefallen mit Fragen nach dem Dichter dieses Spruches, nach seiner Herkunft und seinen Lebensumständen. Und jetzt freut sich der Mann auf den Moment, wo er auf der Totenbahre liegt, rings um ihn die Totenklage erschallt, je lauter desto besser, und er, weil er tot ist, nichts davon hört.

Dies als Beispiel eines Charakterstückes. Und nun eine juristische Kniffligkeit. Ein Vater hat zwei Söhne, die ihm ungleich lieb sind. Wie es ans Sterben geht, heißt er den geliebten Sohn das Testament schreiben und sich als Alleinerben einsetzen. Der Sohn kommt nur scheinbar dem Willen des Vaters nach: er setzt auch den Bruder als Erben ein. Wider Erwarten erholt sich der Vater, und wie er nun das Testament zu sehen bekommt, ergrimmt er und verstößt seinen ungehorsamen Lieblingssohn. Das eigentliche Thema der Rede ist nun ein Gesuch des Sohnes an die Richter, die Verstoßung nicht zu bestätigen. Wir wollen darauf nicht eingehen, sondern lieber noch eine ganz abenteuerlich erfundene Hypothese hören.

Ein junger Mann, der schon verheiratet ist, aber noch unter väterlicher Gewalt steht, geht auf Reisen und fällt Räubern in die Hände. Brieflich bittet er den Vater um Lösegeld. Dieser geht nicht darauf ein. Die junge Frau aber verkauft ihre Habe und besteigt ein Schiff, um das Lösegeld zu bringen. Sie erleidet Schiffbruch, und ihre Leiche wird gerade an den Ort angespült, wo ihr Mann in Gefangenschaft weilt. Er findet den Leichnam, und seine Tränen fließen. Die Räuber sind so gerührt von der Geschichte, daß sie ihn freilassen. Heimgekehrt wird er von seinem Vater dazu angehalten, eine zweite Frau zu nehmen. Da er sich weigert, verstößt

ihn der Vater. Wie im vorigen Beispiel ersucht der Sohn die Richter, die Verstoßung nicht zu genehmigen.

Über die Monstrosität und Lebensfremdheit solcher Themen ist schon im Altertum geklagt worden. Kurz und bündig urteilt jemand bei Petron: «Wenn die jungen Leute aus der Schule aufs Forum treten, glauben sie sich in eine andere Welt versetzt. Sie verdummen in der Schule, wo sie nichts lernen, was im praktischen Leben vorkommt.» Ich weiß nicht, meine Damen und Herren, ob nach dem Gehörten Ihr Urteil ebenso schroff ausfallen würde. Es scheint mir immerhin, daß die Kinder in jenem Unterricht manches gelernt haben, was sie in unserem nicht lernen, und daß eine schwungvolle und einfallsreiche Verteidigung eines Tyrannenmörders vor einem peinlichen Gestammel über Goethes Seelenleben einiges voraus hat. Die Auswüchse des Rhetorikunterrichtes waren freilich übel. Quintilian, der kluge und liebenswürdige Rhetor, wurde nicht müde, sie zu bekämpfen.

Das Leben der Gegenwart ist aus diesen Schulübungen in der Tat ausgeschlossen. Nehmen wir die Schilderung eines Gartens! Glauben Sie, der Lehrer hätte die Schüler ermuntert: Geht hin, seht euch einen Garten an und schreibt auf, was ihr gesehen habt! Weit gefehlt: der Garten, der uns in dieser Musterarbeit vorgeführt wird, ist ein literarischer, der des Phäakenkönigs Alkinoos.

Einen Schierlingsbecher hat Libanios in seinem Leben nie gesehen. Diese Hinrichtungsart war unter römischer Herrschaft nicht üblich; wohl aber im alten Athen. Und wenn die geschwätzig Frau die Herkunft eines Dichters wissen will, so fragt sie nicht, aus welcher Stadt oder welchem Land er stamme, sondern aus welcher Gemeinde Attikas. So ist auch die Sprache des Libanios das reine Attische des 4. vorchristlichen Jahrhunderts, obwohl sich die lebendige Sprache seither längst weiterentwickelt hat.

Oder der «Tadel der Rebe»: Was für ein ergiebiges Thema! Wieviel Stoff zu ernsthafter Besinnung böte da – leider – der Alltag! Und die Antiochener waren, soviel wir wissen, alles andere als ein nüchternes Volk. Libanios erzählt, wie ein sagenhafter Ikarios den Wein, den er als Gabe von Dionysos erhalten, dem Volk ausschenkte und dafür, weil man sich vergiftet glaubte, erschlagen wurde; oder wie Hektor den Becher Wein, den ihm seine Mutter anbot, aus Rücksicht auf seine Kampfkraft ablehnte. Der Kampf der Kentauren und Lapithen war des Weines Werk. Wein machte den Riesen Polyphem hilflos. Und vom Weine berauscht merkten die Trojaner nicht, wie die Griechen in die Stadt eindrangen.

So ist allerdings die Rhetorik dem Leben der Gegenwart abgewandt. Aber es ist nun nicht gleichgültig, wem sie zugewandt ist. Und damit, meine Damen und Herren, kommen wir zum angekündigten Thema. Die rhetorischen Übungen bewegen sich, wie unsere Beispiele gezeigt haben, in der Welt Altgriechenlands. Und darum ist diese rhetorische Bildung eine hellenische Bildung. Dessen ist sich der Sophist bewußt; er fühlt sich als Vorkämpfer des Griechentums. «Ich werde dafür sorgen, daß dieser Schüler einmal zu den Hellenen zählt», äußert sich Libanios in einem Brief. Für diese auf der literarischen Tradition aufbauende Bildung hat Libanios

einen einfachen Namen: *λόγοι*. «Hellas ist die Mutter der *λόγοι*», sagt er in einer Bittschrift an Kaiser Theodosius, worin er diesen ersucht, durch gesetzliche Maßnahmen das Ansehen und den Einfluß der städtischen Räte, der Decurionen, zu heben. Die *Reden* der Decurionen sollen bei den römischen Verwaltungsbeamten mehr Gehör finden. Seine Vaterstadt Antiochia weiß Libanios folgendermaßen zu rühmen: «Wie früher die Macht Griechenlands sich auf zwei Städte verteilte, Athen und Sparta, so jetzt die geistige Macht der Hellenen auf Athen und Antiochia, wenn nämlich die *λόγοι*, nicht das Blut den Hellenen ausmachen. Diese beiden Fackeln der Rhetorik, Athen und Antiochia, erleuchten die Welt, die eine Europa, die andere Asien.» Daß nicht die Abstammung, sondern die Bildung das Griechentum bestimme, hat schon Isokrates, der Zeitgenosse und Gegenspieler Platons und Ahnherr der schulmäßigen Rhetorik, ausgesprochen.

An hellenische Bildung denkt Libanios, wenn er in einer Gedächtnisrede auf Kaiser Julian klagt: «Als Julian seinen Zug gegen die Perser antrat, hofften wir, das ganze Perserland würde in das römische Reich einbezogen und unsern Gesetzen unterstellt, Sprache und Tracht müßten sich ändern, und Sophisten würden in Susa die Perserknaben durch rhetorischen Unterricht zu Rednern machen.» Die römischen Waffen also ebnen griechischer Bildung den Weg, besonders dann, wenn sie vom Philhellenen Julian, einem zweiten Alexander, geführt werden.

Diese hellenische Bildung ist nun in der Zeit des Libanios von verschiedenen Seiten her bedroht und angefochten.

Als erste Konkurrenz der Rhetorik nennen wir die Jurisprudenz. Es geht dabei um die Ausbildung der Anwälte. Wir sind gewohnt, im Anwalt den Juristen zu sehen. Für den damaligen Griechen ist der Anwalt in erster Linie Redner und heißt darum Rhetor. Seine Sache ist das Plaidoyer; mit der juristischen Behandlung des Prozesses befaßt sich ein anderer, der Nomikos oder Pragmatikos. Diese Arbeitsteilung zwischen dem Redner und dem Juristen wurde allerdings nicht in allen Zeiten gleich streng durchgeführt. Libanios verweist sie in eine gute alte Zeit, wenn er schreibt: «Früher zog der Redner den Rechtskundigen bei, und sie stützten sich gegenseitig.» Wir wundern uns auch nicht, daß der Plädierende das Bedürfnis empfand, die Materie selbst zu beherrschen und sich vom Rechtsgelehrten unabhängig zu machen. Dazu brauchte er eine juristische Ausbildung. Eine solche war in der berühmten Rechtsschule von Berytos in Phönizien zu holen, also nicht gar weit von Antiochia. Und so mußte es Libanios erleben, daß viele seiner Schüler von ihm weg Berytos aufsuchten, teilweise noch vor dem Abschluß des rhetorischen Studiums. Hören wir seine Klage: «Früher sah man nur die Söhne aus dem Handwerkerstand, die für ihre Existenz zu sorgen haben, nach Phönizien reisen; die Abkömmlinge vornehmer und begüterter Familien blieben bei uns. Wer die Gesetze studieren mußte, schien vom Glück weniger begünstigt, als wer es sich leisten konnte, darauf zu verzichten. Jetzt aber hat ein allgemeines Laufen nach diesem Ziel eingesetzt: Jünglinge, die zu reden und den Beifall der Zuhörer zu gewinnen verstehen, laufen nach Berytos in der Meinung, es gebe noch etwas hin-

zuzulernen.» Im folgenden spricht Libanios die Befürchtung aus, die Jurisprudenz könnte die Rhetorik aus dem Gedächtnis der Schüler verdrängen. Dieses Argument vermag heute und vermochte wohl auch damals nicht zu überzeugen: Eine durch jahrelange Übung gewonnene Fähigkeit kann nicht so leicht verloren gehen wie der sogenannte Wissensstoff. Das Argument läßt sich in der Tat auch umgekehrt verwenden: In einem Empfehlungsbrief für einen Theodoros, der in Antiochia Rhetorik und dann in Berytos Jurisprudenz studiert hat, schreibt Libanios: «Im Besitz aller Rechtskenntnisse verließ er Berytos, ohne die Fertigkeit in unserer Redekunst durch das Rechtsstudium eingebüßt zu haben; und wer bei ihm Zuflucht suchte, fand in zwei Häfen Schutz und Schirm: in der Lesung der Gesetze und in der Macht der Rede.»

Die Möglichkeiten der Vorbereitung auf den Anwaltberuf werden illustriert in einem Brief, den Libanios an den Statthalter der Provinz Phönizien geschrieben hat. Ein Schüler hat seine rhetorischen Studien so weit getrieben, daß sich die Frage erhebt, ob er sie fortsetzen oder direkt in den Anwaltberuf eintreten soll. Dann wäre er also ein Rhetor oder Synegoros ohne juristische Kenntnisse geworden. Nun aber nimmt der Schüler einen Streit mit seinem Vater zum Anlaß, um auf eigene Faust nach Berytos zu reisen und dort in die Rechtsschule einzutreten. Wieder einer also, der ohne Jurisprudenz als Anwalt nicht glauben bestehen zu können. In dem Brief bittet Libanios den Beamten, diesen Jüngling, wenn nötig mit Gewalt, nach Antiochia zurückzuschicken. Der Vater lege Wert auf die rhetorische Bildung dieses Sohnes, weil er einen älteren habe Jurisprudenz studieren lassen (ob nur Jurisprudenz ohne Rhetorik, läßt uns der Wortlaut des Briefes nicht sicher erkennen).

Ob dieser Brief seinen Zweck wohl erreicht hat? Libanios hätte es als Erfolg buchen können, wenn dieser Schüler direkt von der Rhetorenschule aus zur Advokatur gelangt wäre. In andern Fällen sehen wir ihn sich solcher Erfolge rühmen und dies um so mehr, als es sich offenbar schon um Ausnahmen handelt. In einem Empfehlungsbrief schreibt er: «Diognetos, der Träger dieses Briefes, kam aus Liebe zu den *λόγοι* in meine Schule und erwarb sich hier durch unermüdlichen Fleiß das, wofür er gekommen war. Wenn man ihm etwas anderes nahelegte, ließ er sich nicht darauf ein; vielmehr rief er Hermes an (Hermes Logios, den Schutzgott der Redner) und stürzte sich in die Prozesse. Dabei hatte er solche Erfolge, daß man sich viel daraus machte, den Mann für die Führung eines Prozesses zu gewinnen. Und so widerlegte er die Behauptung, man müsse in Phönizien gewesen sein, wenn man überhaupt reden wolle.» Das ist nebenbei ein Beispiel der Umschreibung, mit der Libanios ständig seine Gedanken verhüllt. Das «andere», was man Diognetos nahelegte, war offenbar die Jurisprudenz. Sie werden eine weitere Umschreibung, die sich auf denselben Diognetos bezieht, nun leicht verstehen (er hat Empfehlungsbriefe an verschiedene Adressaten mitbekommen): «Ich und Demosthenes schulden Diognetos großen Dank, daß er uns von einem Schimpf befreit und aller Welt bewiesen hat, daß auch diese Waffen allein Siege erringen können.»

Eine zweite feindliche Macht neben der Jurisprudenz ist für Libanios die lateinische Sprache. Es gibt eine Schrift von ihm, in der er seinen Kollegen in Antiochia Vorschläge zur Milderung des Konkurrenzkampfes zwischen den Rhetoriklehrern unterbreitet. Darin stellt er die gegenwärtige Notlage der griechischen rhetorischen Bildung dar, um dadurch seine Kollegen zum Zusammenhalten in einem vereinten Kampf gegen die äußeren Feinde zu bewegen. «Ihr wißt ja, daß die Gegenwart die Rollen der griechischen und der lateinischen Bildung vertauscht hat, daß die lateinische jetzt beliebter ist und als Spenderin alles Guten gilt, die griechische aber als Geschwätz und als ein Weg zu Mühen und Armut. Daher die häufige Verschickung der Jünglinge und die Schiffe, die nur ein Ziel haben: Rom, und das hoffnungsfrohe Händeklatschen der verreisenden Kinder. Ihre Hoffnungen heißen: Amt, Herrschaft, Heirat, Aufenthalt in der Residenz, Verkehr mit dem Kaiser. Und dabei hat nur ganz wenigen diese Fahrt genützt; den meisten hat sie nichts eingebracht und erst noch die klare Einsicht geraubt. Dennoch lassen sie sich verlocken und erwarten etwas von dort; was sie nicht besitzen, glauben sie schon zu haben. Solches hat die Gottheit beschlossen über die beiden Sprachen. Deswegen bringen wir Kummer aus der Schule heim und können nichts tun als die schlechten Zeiten verfluchen.» Diese Klage richtet sich vor allem gegen den Romaufenthalt, von dem sich die jungen Leute für die Karriere in der römischen Verwaltung viel versprochen. Aber auch in Antiochia selbst war die Konkurrenz des Lateins spürbar. Ein persönlicher Gegner des Libanios nahm seinen Sohn aus der griechischen Rhetorenschule fort und schickte ihn in eine lateinische Schule, nur um Libanios zu kränken, wie dieser wenigstens behauptet.

Mit Erstaunen bemerken wir, daß Libanios selbst sich für lateinischen Unterricht in Antiochia bemüht hat. Es mag ihm schwer gefallen sein, in einem Brief folgendes zu schreiben: «Zum zweiten Mal bitte ich dich, von Rom nach Antiochia heimzukehren. Eine ehrenvolle Berufung garantiert dir Schüler und Schullokal. Ich brauche deine Sprache; denn meine Schüler sollen als Anwälte Erfolg haben, und das ist bei der andern Sprache nicht möglich.» Es ist das Latein, das Libanios gewöhnlich als andere Sprache bezeichnet. So hängen also Jurisprudenz und Latein zusammen, begreiflich, da die römischen Verwaltungsbeamten seit jeher auch die Gerichtsbarkeit in ihren Provinzen ausüben.

Von einer Seite, wo wir nichts Böses vermutet hätten, erwuchs der hellenischen Bildung eine dritte Gegnerschaft, von der Stenographie. Die Stenographen verstanden sich auf die *σημεῖα*, die abkürzenden Schriftzeichen, lat. *notae*. Ein *notarius* war also ursprünglich ein simpler Schreiber. Aber diese Schreiber verstanden es damals, sich als Sekretäre unentbehrlich zu machen, sich in die Beamtenlaufbahn einzuschalten und so bis zu den höchsten Ämtern zu gelangen. Der Handwerkersohn, der einst froh war, wenn er etwas zu beißen hatte, ist auf diesem Wege so weit avanciert, daß er nun hoch zu Roß daherkommt, die Brauen hochgezogen, von zahlreicher Dienerschaft umgeben. Er besitzt ein großes Haus, viel Land und läßt sich bei seinen Gelagen von Schmeichlern umschwärmen. Wer mag sich, wenn

er so mühelose Karriere sieht, noch mit rhetorischem Studium plagen? so fragt Libanios voll Bitterkeit. Er erkennt den Gegensatz zwischen einer Ausbildung, die möglichst raschen Erfolg verspricht, und einer Bildung, die einerseits den Menschen durch geistige Arbeit formt, andererseits das beste Erbe der Vergangenheit, die geistigen Güter, weitergibt und pflegt. Freilich scheint ihm diese idealistische Bildung zum Untergang verurteilt, wenn ihr jeder Erfolg im Leben versagt bleibt. Der Erfolg hängt ab von der Einstellung der Kaiser. Sie haben es in der Hand, entweder die Hellenen, die durch die Rhetorenschule gegangen sind, oder die Barbaren bei der Ämterverteilung zu begünstigen, diese Barbaren, die schnell schreiben können, aber keinen Verstand haben, die nie in klassischen Werken von den Tugenden des Herrschers gelesen haben.

Leider war die Haltung der meisten Kaiser nicht so, wie Libanios sie sich wünschte; und der, der die alten Zeiten zurückbrachte, der, wo es ging, die Hellenen in die Ämter einsetzte, der sich bei der Ankunft in einer Provinz nicht Schweine, Vögel und Hirsche schenken ließ, sondern Reden: Julian wurde nach kaum zweijähriger Regierung von der mörderischen Lanze ereilt.

Der Name Julian leitet uns zu der vierten Gegnerschaft hellenischer Bildung, zum Christentum. Aber der Ausdruck ist so nicht richtig: die Christen sind in dieser Zeit nicht mehr Gegner hellenischer Bildung; Libanios betrachtet sie auch gar nicht als Konkurrenten, sondern gleichsam als unerwünschte Gäste an der Tafel hellenischer *λόγοι*. Für ihn nämlich sind die *λόγοι* nicht zu trennen von den *ἱερά*, von der Religion. Er geht völlig auf in der Welt der altgriechischen Vorstellungen. Die Christen aber bekennen sich wohl zu den hellenischen *λόγοι*, d. h. sie studieren Grammatik und Rhetorik, und zwar nicht nur oberflächlich, sondern bis zur völligen Beherrschung der Formen; aber von den *ἱερά* wollen sie nichts wissen, sie distanzieren sich von der Heidenwelt. Diese Inkonsistenz der Christen hat Kaiser Julian in seinem berühmten Rhetorengesetz, das die Christen vom Lehramt ausschloß, mit unerbittlicher logischer Strenge gegeißelt. Bildung soll nicht bloße Zungenfertigkeit sein, sie muß auf geistigen und sittlichen Entscheidungen beruhen. Es geht nicht an, daß die Christen in ihrem Herzen das für eine Torheit halten, was sie öffentlich lehren. Ein Schrei der Entrüstung war von seiten der Christen das Echo auf dieses Gesetz. Hatte Julian recht? Seine Logik ist zwingend, seine Grundsätze verdienen Beherzigung – die Geschichte hat ihm Unrecht gegeben. Der Glaube galiläischer Fischer war eben doch vereinbar mit der Klarheit griechischen Geistes. Dieses Urteil der Geschichte, insofern es bedeutet, daß griechische Bildung sich von ihrem Urgrund lösen läßt, müssen wir annehmen, es sei denn, daß wir unsere eigene griechische Bildung verurteilen. Und wenn wir ja sagen zu diesem Gang der Geschichte, dann dürfen wir der antiken Rhetorik dankbar sein, daß sie, die einst mit den ersten Sophisten als Gärstoff in die Welt eingetreten war, in ihrem Alter zur Bewahrerin wurde und das hellenische Erbe weitergab an die frischen Kräfte einer neuen Zeit.